

**Zeitschrift:** Appenzellische Jahrbücher  
**Herausgeber:** Appenzellische Gemeinnützige Gesellschaft  
**Band:** 152 (2025)

**Artikel:** "Lieber ehrlich als übermäßig freundlich"  
**Autor:** Spörri, Hanspeter  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1088006>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 07.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



*Claudia Muntwiler kommt aus dem Nordosten Deutschlands. Nach Abschluss des Medizinstudiums wollte sie «mal weg, mal richtig weg». Heute führt sie die Praxis im Dorf Rehetobel.*

## «Lieber ehrlich als übermäßig freundlich»

*40 Prozent der in der Schweiz praktizierenden Ärztinnen und Ärzte stammen laut einer Statistik der FMH aus dem Ausland. Claudia Muntwiler war, bevor sie 2015 Schweizerin wurde, eine von ihnen. Sie kommt aus der Gegend von Stralsund in der ehemaligen DDR. Eine Reihe von lebensentscheidenden Zu- und Glücksfällen führte dazu, dass sie heute in Rehetobel eine Hausarztpraxis führt. Sie liebt das Meer, die Berge und die Klarheit und weiß, wie wichtig es ist, in eine Gemeinschaft eingebettet zu sein. Sie ist die Hausärztin des Autors.*

HANSPETER SPÖRRI

Als ich Claudia Muntwiler in ihrer Praxis gegenüberstehende, steigt mein Blutdruck vermutlich leicht, wie immer, wenn ich bei ihr bin – ein bekanntes Phänomen, das als «Weisskittel-Hypertonie» bezeichnet wird. Allerdings sehe ich sie nie in einem weißen Arztkittel, wenn ich sie als Patient aufsuche. Und heute bin ich in einer anderen Rolle hier: Ich will von Claudia Muntwiler wissen, wie es kam, dass sie zur Rehetobler Hausärztin wurde, und sie beginnt zu erzählen: «Eine Deutsche und erst noch eine Frau – brauchen wir nicht.» Sie arbeitete erst einige Monate in der Arztpraxis von Teddy Kaufmann in Rehetobel, als ein Patient ihr sagte, wie im Dorf über sie angeblich geredet werde. Mit dörflichen Gifteleien kannte sie sich damals schon aus. Auch sie ist in einem Dorf aufgewachsen, in Stahlbrode an der Ostseeküste, gegenüber der Insel Rügen gelegen. Ihre Eltern, die Mutter Ärztin, der Vater Meeresgeologe, gehörten zu den wenigen Zugezogenen, die nicht von der Fischerei lebten. Sie galten zunächst als «die Fremden», bis ein Nachbar, der gerade Vater von Zwillingen geworden war, mit einer Schnapsflasche an den Gartenzaun kam, um das Ereignis zu feiern. «Danach waren wir in der Gemeinschaft aufgenommen.»

«Eine Deutsche und erst noch eine Frau – brauchen wir nicht.»

Die Mentalität im Nordosten Deutschlands sei mit jener im Appenzellerland vergleichbar. «Harte Schale, weicher Kern.» Man sei bei einer ersten Begegnung zurückhaltend: «Erst mal kucken.» Das habe etwas Ehrliches und sage ihr mehr zu als übermässige Freundlichkeit.

Als die Deutsche Demokratische Republik (DDR) 1989 zu Ende ging, war sie zwölf Jahre alt und hatte zwiespältige Gefühle. Da sie politisch denkende Eltern hatte, wusste sie, dass sich nun alles ändern würde, und davor hatte sie Angst: «In der DDR hatten wir materiell nicht viel. Das war aber nicht schlimm. Jeder hat das, was er hatte, in die Gemeinschaft eingebracht.» Das war das Positive dieses untergegangenen Staates.

1995 machte sie ihr Abitur. Welche Studienrichtung sie einschlagen sollte, wusste sie nicht. Irgendetwas im Bereich Forschung und Wissenschaft. Nur eines wusste sie: Ganz sicher würde sie nicht Ärztin werden wie ihre Mutter. Sie entschied, ein Jahr Pause zu machen, wollte sich Verschiedenes anschauen, «in der Hoffnung, dass dann der Groschen fällt.»

Deshalb begleitete sie ihren Vater auf einer seiner Forschungsreisen. Er war Fahrleiter auf einem Schiff, das im Meer vor Nicaragua die Subduktionszone erkunden sollte, einen Bereich, wo die eine tektonische Platte unter die andere geschoben wird. Dort kam es Anfang der 1990er-Jahre zu einem schweren Erdbeben, das auch einen Tsunami ausgelöst hatte. Spannend sei das gewesen. «Der Vater hatte natürlich den Hintergedanken, mich für die Geologie zu begeistern.»

Gegen Ende der Reise, als sich das Schiff bereits auf dem Weg nach San Francisco befand, rief sie der Schiffsarzt an: «Ihr Vater ist bei mir in der Kabine. Er hat einen Herzinfarkt. Wir müssen jetzt entscheiden, was wir tun.»

Sie sei 18 gewesen. Das Schiff habe sich bei starkem Wellengang auf hoher See vor Mexiko befunden. Ich hatte von Medizin wenig Ahnung und fühlte mich hilflos. Den Vater mit dem Hubschrauber abholen lassen? Nach Mexiko ins Spital? «Ich telefonierte mit meiner Mutter, und wir entschieden zusammen mit dem Schiffsarzt, bis nach San Francisco zu fahren und ihn dort ins Spital zu bringen.»

Weil der Vater den grössten Teil seines Berufslebens in der DDR verbracht hatte, sprach er kaum Englisch. Claudia Mrazek, wie Claudia Muntwiler damals noch hiess, begleitete ihn deshalb ins dortige Spital und übersetzte. Der Assistenzarzt, der Unterarzt und der Oberarzt stellten alle die gleichen Fragen. Zum Glück veränderte sich damals, um 1995, die Behandlung von Infarktpatienten grundlegend. Der Vater, der heute 86 Jahre alt ist, überlebte den Flug in die Heimat, profitierte von der neuen Katheter-Interventionstechnik und erhielt einen Bypass. «Das war der Moment, als bei mir der Groschen fiel. Warum nicht Medizin studieren? Nachdem ich meine Hilflosigkeit erlebt hatte.»

Claudia Muntwiler schrieb sich an der Universität Greifswald ein und blieb zuhause wohnen. «So konnte ich meinen Vater weiter begleiten, verpasste aber das eigentliche Studentenleben, machte keine WG-Erfahrungen.» Nach Abschluss des Studiums, als 26-jährige, wollte sie deshalb «mal weg, mal richtig weg».

Die Schweiz kannte sie bereits, weil sie in ihrem letzten Studienjahr vier Monate eine Unterassistentenstelle am Spital in Uster hatte. Zuvor arbeitete sie vier Monate in Tasmanien. Ein Kollege, den sie dort kennengelernt hatte, vermittelte ihr ein

«Ich wusste: Wenn ich weggehe vom Wasser, dann in die Berge, aber sicher nicht irgendwo dazwischen, wo nichts ist.»

«Sag doch nicht andauernd danke!»

Vorstellungsgespräch mit seinem Chef am Spital Wil im Kanton St. Gallen. «Eine Stelle zu finden war damals, im Jahr 2002, viel schwieriger als heute. Es war also ein riesiges Glück, überhaupt zu einem Gespräch eingeladen zu werden.» Der Chefarzt war Berner. Sein Deutsch verstand sie schlecht. Er habe immer in der zweiten Person Plural gesprochen, die sie nicht als Höflichkeitsform erkannt habe. Es sei zu mehreren Missverständnissen gekommen: «Aber er war sehr nett, und am Ende sagte er: «Sie können im Dezember anfangen.»»

Ein Jahr nur wollte sie in der Schweiz bleiben. In diesem Land, wo die Hierarchien im Spital flacher sind als in Deutschland und wo man viel schneller zum vertraulichen Du fand. Eigentlich zog es sie ans Meer, ans Wasser. Sie hatte früh schwimmen gelernt, ist als Rettungsschwimmerin ausgebildet. «Ich wusste: Wenn ich weggehe vom Wasser, dann in die Berge, aber sicher nicht irgendwo dazwischen, wo nichts ist.»

Aus dem einen Jahr, das sie in der Schweiz verbringen wollte, sind inzwischen fast 23 Jahre geworden. Die «Praxis im Dorf» in Rehetobel führt sie nun selbstständig. Der frühere Dorfarzt Teddy Kaufmann ist pensioniert. Ist sie inzwischen «verschweizert»? Bestimmt, sagt sie, vor allem sprachlich. «Sag doch nicht andauernd danke!», habe ihr die Schwester gesagt. Aber das mache man hier eben. Einem englischsprachigen Kollegen hat sie deshalb erklärt, dass es in der Schweiz ein Wort gebe, das immer gut sei: «Merci villmol.»

Auch «vielleicht» sage man hier sehr oft. Damit habe sie Mühe. «Ich liebe die Klarheit. Allerdings ist die Medizin keine klare, eindeutige Wissenschaft. Es gibt keine Garantien, nur Wahrscheinlichkeiten.» Ihr Anspruch als Ärztin ist es aber, den Dingen auf den Grund zu gehen. Sie will nicht einfach eine Schachtel Medikamente abgeben, sondern herausfinden, was das wirkliche Problem hinter den Symptomen ist. Sie ist überzeugt: «Vieles, was wir auf der organischen Ebene sehen, hat mit dem psychischen Wohlbefinden zu tun.» Dabei hilft ihr auch die Zusatzausbildung in Traditioneller Chinesischer Medizin, hinter der ein umfassendes philosophisches Konzept stehe. Ihr Ziel ist es, nach Möglichkeit zu verhindern, dass Krankheiten entstehen. Entscheidend dafür seien drei Faktoren: körperliche Bewegung, eine gute Ernährung – und soziale Kontakte.

«Wenn du Hausarzt bist, musst du dich für Menschen interessieren», sagt Claudia Muntwiler. Sie geniesst es, in Rehetobel mit ihrem Mann und den Kindern Teil der Gemeinschaft geworden zu sein. Und sie weiß, dass es für die meisten Menschen wichtig ist, in der Gesellschaft eingebettet zu sein. «Auch im Behandlungskontext ist das wichtig. Einsamkeit kann zu gesundheitlichen Problemen führen oder sie verstärken – erst recht im Alter, wenn Einschränkungen im Sehen und Hören die Kontakt-

aufnahme erschweren.» Sie hat aber auch gesehen, wie bei einer betagten Frau die Krankengeschichte in den Hintergrund rückte, nachdem sie wieder jemanden gefunden hatte, mit dem sie sich austauschen konnte. «Das kann ein Partner sein, ein Freund. Wenn du Teil der Gemeinschaft bist, hat das einen unglaublich positiven Einfluss auf die Gesundheit.»

Aber nochmals zum Thema Klarheit: Es ist ihr ein inneres Bedürfnis, die Fakten auf den Tisch zu bringen, eine Auslegeordnung zu machen, die Dinge zu benennen: «Ich weiss, das ist nicht jedermanns Sache.» Es könnte auch ein sprachliches Problem sein. Hochdeutsch werde hierzulande oft als schneidend empfunden. Gleichwohl hält sie es für ihre Aufgabe, klar zu sein. Auch gegenüber den Patientinnen und Patienten und gerade dann, wenn jemand eine lebenslimitierende Diagnose erhalte. Manche Ärzte in Kliniken und spezialisierten Praxen seien kaum in der Lage, Klartext zu reden. Ein Ehepaar sei danach zu ihr gekommen: «Sag Du uns, wie es um mich steht.»

Das, was ihr in der Schweiz nicht behagt, fasst sie mit dem Wort «Geschwiemel» zusammen. Ein böses Wort, findet sie. Es bedeutet: das Wichtige nicht ansprechen, anders handeln als reden, nicht auf den Punkt kommen. «Damit komme ich nicht zu recht.» Deshalb versucht sie, wenn immer möglich Stellung zu beziehen. Das bringt sie zu einem weiteren Punkt, einer Gesellschaftsdiagnose: «Die Bereitschaft, sich für die Gemeinschaft einzusetzen und zu exponieren, nimmt ab. Leider. Wenn wir überleben wollen, müssen wir alle etwas dafür tun.» Deshalb engagiert sie sich in der Standespolitik, wirkt mit im Vorstand der Appenzellischen Ärztegesellschaft.

Claudia Muntwiler stellt, nicht nur in der Schweiz, sondern in der ganzen westlichen Welt, eine widersprüchliche Haltung fest: Einerseits strebe man nach grösstmöglicher Freiheit und Toleranz. Die LGBTQ-Bewegung sei dafür ein Beispiel. Andererseits werde abweichendes Verhalten nicht toleriert. Allzu schnell würden Kinder, die nicht der Norm entsprechen, therapiert, obwohl es natürlich sei, dass manche den Knopf erst etwas später aufmachten und das noch lange nicht eine Therapie erforderne: «Wir müssen lernen, Verschiedenartigkeit auszuhalten.»

«Merci villmol», sage ich am Ende unseres Gesprächs: «Danke für Deine Offenheit!» Vielleicht, denke ich, wird mein Blutdruck beim nächsten Arzttermin nicht mehr ansteigen.

Als Claudia Muntwiler den fast fertigen Text dieses Porträts liest, ist sie unsicher: «Klingt er nicht fast ein bisschen zu kritisch gegenüber der Schweiz?», fragt sie mich. Sie fühle sich nämlich im privaten und beruflichen Umfeld sehr wohl. «Ich bin sehr dankbar, dass mein Lebensweg mich hierhergeführt hat. Meine zwei Kinder wachsen in Rehetobel behütet und beschützt auf – nicht zuletzt wegen der tollen Dorfgemeinschaft.»